

Als der Jude emanzipiert wurde, ward ihm ein größeres Geschenk an Freiheit, bekam er einen stärkeren Stoß als der deutsche Michel. Die plötzlich in größerem Verhältnisse geschenkte Freiheit spornte zum freudigeren Aufschwunge, der heute, durch das Beispiel der Erfolge der letzten Generation, noch wirkt und zur Nachahmung reizt. Das glänzende, zunächst pekuniäre Glück, welches der Vater vielleicht in der Hauptstadt hatte, spornt zur Nachfolge. Das ähnliche Gebiet, auf dem sie stattfinden kann, ist heute die Provinzialstadt. Der äußeren Einwirkung, nicht dem stärkeren Charakter einerseits, die dem fremden Elemente in der Gesellschaft vortheilhafter als ihr selbst wirkende Gesetzgebung, dürften der wesentliche Grund der jüdischen Erfolge sein.

Und wie ist nun der Jude zu assimiliren?

Er schafft selbst die Bedingung seiner Assimilation. Wenn er zersetzend wirkt, klärt er die Situation zu den wirtschaftlichen Maßregeln, welche die Assimilation bewirken. Wenn es verächtlich und hassenswerth ist, ohne alle Einschränkung, ohne jede Rücksicht, nur beherrscht vom Gedanken an geschäftliche Vortheile, zu wirtschaften und zu leben, so ist keine Hilfe, als in der Beseitigung der liberalen Dekonomie, welche in „jüdischer“ Wirtschaft ihr höchstes Ziel finden muß, denn der Inhalt des Lebens ist nach herrschender national-ökonomischer Anschauung der, zu wirtschaften, Krampfschaft zu verdienen.

Wenn nach der Beseitigung des Kapitalismus die Juden durch Eigenschaften, welche im Grunde nur übertrieben gute Eigenschaften sind und vielfach als jüdische Charakter-Eigenheiten dargestellt werden, (wohl mit Unrecht, sie dürften ebenfalls wirtschaftlich sozialen Ursprungs sein) zäheste Ausdauer und fieberhafte Arbeitsamkeit wider Erwarten noch hervorrufen sollten, so würden diese nachher keine Ursache der Bekämpfung der Juden mehr sein, denn wenn der individuelle wirtschaftliche Erfolg heute darin besteht, mit möglichstem Geschick und in möglichst großem Maßstabe fremden Arbeitsertrag an sich zu reißen, so kann der Erfolg Ursache des Hasses werden, wenn aber der Erfolg des Einzelnen nur die Frucht der eigenen Arbeit ist, wird ein durch ausdauernden Fleiß hervorragender Arbeiter nur das Wohlgefallen seiner Gesellschaftsmitglieder auf sich ziehen. Dann wird wahr, was die liberale Dekonomie nur glaubt, daß es heute stattfindet: er nützt der Gesellschaft, indem er sich nützt.

Wer heute Millionen gewinnt, entzieht sie der darbenenden Menschheit, wer später Millionen erwirbt, gewinnt sie einem glücklichen Geschlecht!

Aus dem Vermächnisse Rodbertus'.

Von Hermann Bahr (Berlin).

Unter dem anspruchslosen Titel: „Ein Versuch, die Höhe des antiken Zinsfußes zu erklären“, veröffentlicht das vorliegende Heft der von Bruno Hildebrand gestifteten, nunmehr von Prof. Johannes Conrad in Halle fortgeführten „Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik“ eine geistüberprudelnde, gedankentiefe Abhandlung antiquarisch-wirtschaftlichen Inhaltes aus dem Nachlasse Rodbertus'. Es ist bekannt, daß es ähnliche Aufsätze *) — wahre Perlen der historischen Forschung — in der gleichen Jahresschrift waren, die zuerst das Eis des gelehrten Mandarinenthums brachen und Rodbertus allmählig auch die Kreise der Wissenschaft erschlossen, lange bevor seine eigentlich theoretischen Werke sich die gebührende Be-

achtung erzwingen hatten. Ihre Bedeutung ist selbst von den mißsüchtigsten Kritikern niemals geleugnet worden. Nur von seiner Theorie wollten die gelehrten Künstler nichts wissen. Die Folgerichtigkeit, die darin liegt, hat Rodbertus selbst in einem seiner sozialen Briefe aufs trefflichste angenagelt. Heute verfällt man in das Gegentheil: Der Gebildete, durch die rastlose Energie, mit der sich einzelne Meister der Sozialökonomie, W. Wagner an der Spitze, für Rodbertus eingesetzt, und die unermüdete Pionierarbeit einiger weniger unabhängiger Journalisten endlich gezwungen, sich mit dem Einsiedler von Jagekow zu beschäftigen, glaubt genug gethan zu haben, wenn er die „Beleuchtung“ hastig verschlingt und allenfalls noch der „Erklärung der Kreditnoth“ einen flüchtigen Blick schenkt. Er übersteht, daß gerade in diesen kleinen historischen Arbeiten Rodbertus unvergängliche Tugenden: seine liebenswürdige Schreibart, seine vielseitige klassische Bildung, die Weitschau seines schöpferischen Geistes ihre wunderlieblichsten Blüten treiben.

Vielleicht, daß es den Appetit des einen oder des anderen wachsigelt, wenn wir in den folgenden Zeilen flüchtig hinzuweisen versuchen, wach' köstliche Ackerbissen in diesem letzten Aufsatze wieder aufgespeichert sind.

Die ungemeine Höhe des antiken Zinsfußes ist eine in die Augen springende Erscheinung. „Zwölf bis achtzehn von Hundert, sagt Böckl, scheint der gewöhnliche Zins in Athen gewesen zu sein.“ Die athenischen Zustände sind aber typisch für das gesammte Alterthum. Man hat dafür die mannigfachsten Ursachen angegeben. Sie reichen aber alle nicht aus. Das Verhältnis von Begehr zu Angebot kann wohl „temporäre Schwankungen in dem hohen oder niedrigen Zinsfuß eines Landes hervorbringen, niemals aber diesen selbst erklären“; die geringe Achtung der damaligen Staatsgewalten vor dem Eigenthum trifft ungeliebtes Eigenthum so gut wie geliebtes und kann sonach den Zinsfuß auch nicht beeinflussen. Und so weiter. Der Grund muß tief liegen.

Sehen wir von den Fällen ab, wo der Zins (wie beim foenus nauticum) den Charakter einer Affekuranz-Prämie annimmt, so richtet sich die Höhe des Zinsfußes regelmäßig nach dem Gewinne, den die geliebte Wertsumme ermöglicht. „Je höher oder niedriger der Gewinnfuß ist, desto höher oder niedriger muß auch der Zinsfuß sein. Wenn derselbe 16% betrug, so mußten die Gewinne, die mit gleicher Summe im eigenen Erwerbe zu machen waren, noch weit mehr betragen.“ Der Gewinnfuß ist das Verhältnis der aufgewendeten Kosten zu dem erzielten Ertrage.

Bei der heutigen Gestaltung der Produktion, in welcher die Sinen, die Arbeiter, das National-Produkt von Anfang bis zu Ende produziren, während es den Anderen, den Besitzern, von Anfang bis zu Ende gehört, in welcher dementsprechend das National-Einkommen in Lohn und Rente, die Rente überdies wieder nach der Verschiedenheit des Besitzes als Grund- und Kapitalbesitz in Grund- und Kapitalrente zerfällt, ist Dasjenige, was man heute den „Gewinn in Handel und Gewerbe“ nennt, der Ertrag, lediglich der auf den Besitz des Fabrikationsproduktes fallende Rententheil. Die Kosten bestehen einmal in den zur Fabrikation erforderlichen Werkzeugen, dann in dem vorbezahlten Arbeitslohn, endlich in dem Material. Das Material ist aber das Rohprodukt selbst, kostet sonach wieder einmal die Abnutzung der zur Rohproduktion erforderlichen Werkzeuge, dann den Arbeitslohn, endlich den Gewinn des landwirtschaftlichen Kapitals und die Grundrente.

Anders stellt sich die Sache in der antiken Wirtschaft. Diese kennt einmal den Unterschied zwischen Besitz und Arbeit nicht. Sklaven, welche die Arbeit verrichten, gehören selbst zum Besitz, so gut wie unser Zugvieh. Demnach gab es natürlich auch keinen Gegensatz zwischen Lohn und Rente. Alles Einkommen war nur Einkommen aus Besitz, Rente. Der Unterhalt der Sklaven war Futter, nicht Lohn. Dann verschwindet der Unterschied zwischen Grund- und Kapitalbesitz: es gab nur Dikensbesitz. Der Fabrikationsprozeß wurde im Eigenthum des Rohproduktbesitzers

*) „Zur Geschichte der agrarischen Entwicklung Roms unter den Kaisern“. Hildebrand's Jhb. Bd. II. 1864. S. 206—267. „Zur Geschichte der römischen Tributsteuern seit Augustus“ Bd. IV. 1865. S. 341—487. Bd. VII. 1867. S. 81—126, 385—475. „Zur Frage des Sachwerthes des Geldes im Alterthum“ Bd. XIV. 1870. S. 341—420. Bd. XV. 1870. S. 182—234. „Was waren mediastini“ Bd. XX. 1883. S. 241—273.

selbst zu Ende geführt. Die Rente zerfiel demnach nicht in einen auf das Rohprodukt und einen auf das Fabrikationsprodukt fallenden Rententheil: es gab nur eine ungetheilte Gesamtrente. Demgemäß war der Gewinn in Handel und Gewerbe, der Ertrag, die auf den Besitz des Gesamtprodukts fallende Gesamtrente. Die Kosten bestanden in den zur Gesamtproduktion erforderlichen Werkzeugen und in dem ausgelegten Sklavenfutter. Der Materialwert, der in den heutigen Kosten eine so erhebliche Rolle spielt, mangelt gänzlich. Denn gerade so wie der Landwirt, in dessen Besitz sowohl der Acker, als Material zu den Kosten des Dreschens rechnen wird, sah der antike Okenbesitzer, in dessen Besitz der ganze Produktionsprozeß von Anfang bis zu Ende vor sich ging, in dem Material niemals eine Auslage, immer nur ein „freies Geschenk der Natur“.

„Die Proportion, die den modernen Gewinnsatz abgibt, besteht also in dem Verhältnis eines Rententheils zu einer Aufwandssumme, die nicht bloß den Wert der zur Fabrikation erforderlichen Löhne und Werkzeuge, sondern auch, weil sie noch Material einschließt, und der Wert des Materials der vollständige Wert des Rohprodukts ist, außer dem Wert der Löhne und Werkzeuge der Rohproduktion noch den des auf das Rohprodukt fallenden Rententheils begreift. Die Proportion hingegen, die den antiken Gewinnsatz abgibt, besteht in dem Verhältnis der Gesamtrente zu einer Aufwandssumme, die nur den Wert der Löhne (wenn wir das Futter so nennen) und Werkzeuge der Gesamtproduktion, der Fabrikation und Rohproduktion, enthält. Der Dividendus ist also hier bedeutend größer, der Divisor sogar noch kleiner, was Wunder, daß der Quotient so ungemein viel höher ist?“

Die Höhe des Zinsfußes, der ja dem Gewinnsatz immer in einem bestimmten Abstände folgt, ist daraus leicht zu begreifen. Ein Beispiel wird es noch deutlicher versinnlichen. Nehmen wir den Wert des Rohprodukts und des Fabrikationsprodukts je = 10 an, Arbeitslöhne und Werkzeuge je = 8. Der moderne Gewinnsatz ist dann das Verhältnis der Kapitalrente = 2 zu Arbeitslöhnen und Werkzeugen der Fabrikation = 8 mehr dem vollen Werte des Rohprodukts = 10. Also 2 : 8, etwas über 11 Prozent, dem ein Zinsfuß von 5—6 Prozent entspricht. Der antike Gewinnsatz ist das Verhältnis der Gesamtrente = 4 zu Arbeitslöhnen und Werkzeugen der Gesamtproduktion = 16. Also 4 : 16, d. h. 25 Prozent, dem ein Zinsfuß von ca. 16 Prozent entspricht.

So sehen wir durch die Robbertus'sche Rentenlehre eine unbestrittene Erscheinung, die allen anderen Theorien ein unlösbares Problem sein muß, auf die einfachste Weise der Welt erklärt. Sie allein ist auch der Debipus, die sphingischen Räthsel, die die jähen Sprünge des Zinsfußes im Beginne des Mittelalters zu knäcken aufgeben, spielend zu lösen. Daran muß jede andere Rententheorie den Hals brechen, wie denn überhaupt der Zinsfuß die Achillesferse der ganzen liberalen Dekonomie ist.

So werden die Anhänger Robbertus' mit Freuden in diesem Aufsatz die Wichtigkeit ihrer Anschauungen auf's neue bestätigt finden. An einem historischen Beispiele bestätigt — das ist immer viel wert. Die Gegner werden freilich auch dazu bedenkl. den Kopf schütteln — viel mehr haben sie zur Entkräftung und Widerlegung überhaupt nie vorgebracht. Mögen sie's thun! Sie werden uns nicht überzeugen und wir sie nicht. Das geht schon so im wissenschaftlichen Streite.

Alle aber, ob Robbertus' Freund oder Feind, können wir eine gemeinsame Lehre daraus ziehen, von weitgreifender Bedeutsamkeit gerade in unseren Tagen, wo der Kampf um die Methode der politischen Dekonomie, frisch entfacht, allwärts mit erneuter Heftigkeit emporlobert, von den Meistern der historischen Forschung mit aller erdenklichen Gelehrsamkeit und Gedankentiefe, von den Vorkämpfern der reinen Abstraktion neuerdings leider vorzugsweise mit fleghaften Injurien und ähnlichen Barrikaden-Argumenten geführt: Daß die Wahrheit auch hier, wie so oft,

in der goldenen Mitte liegt; daß der Abstraktion, die hochmüthig eine ganze Welt bloß aus Begriffen der stillen Gelehrtenstube aufbauen will, ebenso wenig der Name echter Wissenschaftlichkeit gebührt, wie jener historischen Forschung, die sich zu ödem Detailkrimskrams und unfruchtbarer Pedanterie verirrt; daß ein gedeihlicher Fortschritt der Wissenschaft nur dann zu erhoffen ist, wann sie beide — wie bei Robbertus — brüderlich vereint, wechselseitig einander stützend und fördernd, Hand in Hand dem gemeinsamen Ziele zustreben.

Ein neuer Literatur-Schädling: Herr Isidor Singer.

Von Joseph Winter.

Im Februar d. J. erschien eine Broschüre von Herrn Isidor Singer: „Sollen die Juden Christen werden? Ein offenes Wort an Freund und Feind.“ Nach einigen Wochen folgte eine zweite Auflage. Vor Kurzem veröffentlichte derselbe Autor „Briefe berühmter christlicher Zeitgenossen über die Judenfrage“.

Herr Singer verneint die Tithelfrage seiner Schrift. Ihm ist das Judenthum eine Nationalität, die „mit allen zu Gebote stehenden Mitteln“ vertheidigt werden müsse (p. 40); daß ein Jude aus Ueberzeugung Christ werden könne, leugnet er (p. 7); dem Judenthum gehört die Zukunft (p. 20).

Diese Schrift gab Herrn Singer Gelegenheit zu einer zweiten Publication. Er sandte Exemplare derselben mit den verbindlichsten Begleitschreiben an eine Anzahl von bedeutenden und auch minder bedeutenden Personen. Die Antworten, welche er erhielt, bilden die „Briefe berühmter christlicher Zeitgenossen über die Judenfrage“. Zu welchem Zwecke Herr Singer diese Aeußerungen gesammelt hat, sagt er selbst. „Die Stimme eines Einzelnen, wenn es nicht die Stimme eines Reformators ist, verhallt, wie Friedrich Friedrich sehr richtig bemerkt, in einem Kulturkampfe, wie er um die Judenfrage entbrannt ist, wirkungslos. Ich habe darum einen gewaltigen Chorus von Stimmen um mich gesammelt, die nach Zahl und Kraft weit hinaustönen werden in die ferne Welt.“ (Briefe XVIII.) Ferner: „So zog ich denn freiwillig hinaus und suchte für die Bedrängten mächtige Bundesgenossen. Und ich fand sie“.

Als die Broschüre: „Sollen die Juden Christen werden?“ erschienen war, hatte das vielgeduldige Kalbfell der Reklame seine bösen Tage. Es regnete „Anerkennungsschreiben“ für Herrn Isidor Singer. Und nicht bloß seine Anhänger beeilten sich, Tag für Tag den Zeitungen ihre Anerkennung des Singer'schen Standpunktes zu notifiziren; das unschuldige Gemüth der Leser stand der viel wunderbarerem Thatsache gegenüber, daß die Beredsamkeit des Herrn Isidor Singer auch den starren Sinn jener Männer gebeugt haben mußte, die in Schrift und Wort seit Jahren das Gegentheil von seinen „Ansichten“ gepredigt hatten.

So nannte die „Wiener Allgemeine Zeitung“ in Nr. 1443 unter Anderen als Absender von „Anerkennungsschreiben“ auch: Prof. Paul de Lagarde (!), Prof. Mülders, Victor v. Scheffel, die Abgeordneten v. Plener und Prof. Dr. Gyner.

Als der gute Zeitungsleser diese Liste durchmustert hatte, beschloß er, vor Herrn Isidor Singer, dem Ueberwinder Lagarde's, den Hut zu ziehen und sich die Wunderbroschüre auf jeden Fall — auszuleihen. Und nun erschienen gar die „Briefe berühmter christlicher Zeitgenossen“.

Der Anhang des Herrn Isidor Singer wächst lawinenartig. Er hat neue „Bundesgenossen“ gefunden, und wieder stehen wir niedergebournert vor der Ueberwinderkraft des Singer'schen Genies — das Register der „Briefe“ weist Namen auf, wie: Gregorovius, Ed. v. Hartmann, Joh. Scherr, Lorenz v. Stein und